**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 18 (1914)

Artikel: Das Wunder des heiligen Veronius

**Autor:** Dietler-Jaeger, F.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-575060

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Das Wunder des heiligen Veronius.

Nachbrud berboten.

Eine Geschichte aus Brabant, nach dem Leben geschildert von F. Dietler=Jaeger, Tweebeek.

Zwischen Lembeef und dem "Sintwaler Hos" steht das Gemäuer eines abgebrannten Hoses. Brombeerranken haben es salt ganz überwuchert, und von dem Grasplat, den die rauchzgeschwärzten Mauern einschließen, reckt ein mächtiger Weißedornbaum seine Aeste über die Ruine und überschüttet sie im Frühjahr mit duftenden weißen Blütenblättchen. Noch weißer leuchtet der Stein eines großen Areuzes, das inmitten der Mauern steht. Zwei Hände sind darauf gemeißelt und die Worte: "Sinte frune heeft ze toch vereenigt" \*). Und wie ich der Geschächte und dem Sinn dieser Worte nachsorsche, da erzählten mir die Frauen von ringsum gar gerne von Antje, der schönen, stolzen vlämischen Bauerntochter, und von Jeanz Pierre, dem Sohne Jacques', des Wallonen, die sich lieb hatten und nicht heiraten konnten und die St. Beron doch vereint.

"Freilich erst im Himmel," meinte ein altes Mütterchen treuherzig. "Sinte früne ist ein gar mächtiger Heiliger; aber wenn sich ein Bläme und ein Wallone noch persönlich hassen, dann kann auch er auf Erden nicht mehr helfen."

Und da ich die Bruchstücke, die ich gehört, zusammenfügte, stand wieder die Geschichte der Kinder Montecchi und Capuletti vor mir, nach Brabant verpflanzt. Und soviel vom Wesen, Denken und Handeln der beiden Bölkerschaften, die da in engster Gemeinschaft leben und sich doch nie vertragen und deren Gegensähe nirgends heftiger aufeinander prallen als hier auf der Sprachgrenze, spiegelt sich darin wieder, daß die kleine Geschichte wohl einiges Interesse verdient, so wenig außergewöhnlich das Schicksal der beiden jungen Leute an und für sich sein mag.

In Tweebeek war Kermeß, die erste Kermeß des Jahres in der Umgegend von Brüssel. Feierlich klangen die Glocken zum Hochamt, feierlich setzte die Musik ein, die die Prozession durch das Dorf geleitete. Schrill, fröhlich und unbekümmert tönten dazu die Drehorgeln von Karussell und Schaukelbude, von Tingeltangel und Rutschahn.

"Und so laßt uns die Tugenden unserer Schukpatronin, der heiligen Magdalena, preisen und nachahmen," ermahnte von der Kanzel der Pfarrer die von der Prozession zurück-

\*) St. Veron hat fie doch vereint.



Baume des Sudens. Togfanische Zhpressen (beim Frangistanerklofter in Fiefole).

gekehrten Gläubigen. Anallen und Beifallrufe von der Schießbude übertönte seine Worte. Denn rings um die Kirche herum, nur das Hauptportal freilassend, war Bude an Bude aufgeschlagen. Mancher Bursche blieb, das Meßbuch in der Hand, beim Glücksspiel stehen und vergaß den Kirchgang. Manches Mädchen schritt, andächtig gesenkten Hauptes, die beiden ersten Treppenstusen zur Kirche empor, um dann plöglich nach links in das Zelt der Wahrsagerin zu schlüpfen.

"Die Tugenden der Heiligen," hub der Pfarrer noch einsmal mit allem Nachdruck an, "als da sind ..." Doch die Tusgenden der Heiligen verhallten ungehört in der eben einsehen den Musik in der "Salle parisienne des frites et moules", deren Zelt den Seitenausgang der Kirche versperrte.

Da verließ der Geistliche die Kanzel. Noch einmal kämpfeten die Gloden und der Gesang der Gläubigen gegen den zusnehmenden Lärm; mächtig setzte die Orgel ein, sie zu unterskühen. Doch ehe der Schlußchoral erklang, tönte bereits aus jedem der unzähligen "Cafés" die heisere Stimme eines "Viols" (automatischen Klaviers), das zum Tanze einlud. Die Orgel brach ab, die Gloden verstummten; Walzerklänge, Gelächter und Rusen erfüllten allein die Luft. Nicht gering war die Zahl derer, die, Gebetbuch und Rosenkranz in die Tasche gleiten lassend, alsogleich den lockenden Tönen des Viols folgten.

Aber erst gegen Abend wird die Teilnahme allgemein. Man tanzt "Chez Battiste", "Chez Florian", man tanzt im "Casé de l'arbre vert" und "Chez le bourgmeester de la montagne". In den zahllosen Casés tanzen die Wallonen, die eigentlichen Bewohner von Tweebeek, und in einigen "Estaminets" tanzen die wenigen Blämen des Ortes und der umsliegenden Höfe. Man tanzt überall und überall. Auf der Straße haben sich die Kinder umfaßt, drehen sich flink und gewandt und lassen ihre sabots auf dem Pflaster klappern. Dazwischen drängen sie sich neugierig an die sets offenen Türen der Casés. Man kann von da den ganzen niedrigen Raum mit den getünchten schmucklosen Wänden und den Steinsliefen übersehen. In den Eden stehen vereinzelte Stühle, im Hintergrund der Schanktisch und das Viol — das ist alles. Trohdem können sich der oder vier Paare kaum drehen, so eng ist das Lokal; aber das tut der Tanzsust keintrag, und wem"s

zu heiß wird, der trinkt seinen "Lambic" oder "Faro" im Stehen aus und erfrischt sich, indem er ins nächste Casé zieht. Drei Tage und drei Nächte dauert das Fest, Zeit genug, um der Neihe nach überall ein wenig zu tanzen. Wenige machen sich im Hinterraum, in dem Tische stehen, sehzelt. Nur das "Casé wallon", als das angesehenste, hat mehr bleibende Gäste. Hingt bestähnig aus dem Hingterraum. Ununterbrochen geht die Nede. Die "t" rollen im wallonischen Dialett, das stumme "e" sinder seinen voll und weich wie in Jtalien.

"He, Jacques," grüßt eine Frau, die sich eben am Mitteltisch niedergelassen, den ihr Gegenübersitzenden. "Das ist einer, Ihr Jean-Pierre! Was haben wir gelacht!" Und beim bloßen Gedanken lacht sie wieder, daß ihr die Tränen herunterslausen. "Nur so aus dem Aermel geschütztelt hat er die Verse über die neue Herrschaft im Schloß, über die Direktion der Fabrik, über die Geschichte von dem



Baume des Sudens. Mus einem florentinifchen Barten.

Vlämen drüben — ihr wißt schon! Nein, was haben wir gelacht!" Und wieder zieht sie ihr buntes Taschentuch, um die Tränen zu trocknen.

Doch Leroux, der Angeredete, brummt: "Er treibt's zu toll, der Junge!"

"Ach, laßt ihn doch," meint Tiron, "was ist denn dabei! Oder haben wir etwa keine Berse gemacht und sogar auf der Straße gesungen?"

"Schon, schon! Aber er geht zu weit, wird noch in Unsgelegenheiten kommen. Wenn ihn die Spottlust packt, denkt er an nichts anderes."

"Ein Jammer, wenn er's bleiben ließe! Todlachen könnt' man sich, wenn er dabei ist!"

"Der Jean-Pierre, gelt," kam eine andere dazu. "Ja, der kann's! Uebrigens hat er's arg eifrig mit der Amélie da vorn. Wird wohl bald Hochzeit sein, nicht, Jacques?"

"Na gewiß," stimmte die Erste bei; "was sagt Ihr? Zwei Jahre war er in Antswerpen? So, so! Und hat teine gesehen, die ihm besser gefallen? Ja, sie darf sich sehen lassen und bringt auch was Rechtes mit!"

"Meinetwegen mag er das Mädel nur bringen," schmunzelte Jacques Leroux vergnügt. "Aber der Bengel hat keine Eile, weiß gut genug, daß er bei keiner zweimal anzuklopfen braucht."

Und seine Blicke suchen unter den Tanzenden und bleiben auf dem stattlichsten Paare haften. Denn da ist manch hübsches Mädchen unster den zierlichen Walloninnen mit den geschmeidigen Figürschen und dem glänzen schen und dem glänzenschen Saar, das in kunfsvollen Wellen die niedrige Stirn sast verdeckt. Munter und kokett blicken die Augen und helfen den bunten Blus

sen, den glänzenden Ketten und Ohrringen und den kunstwoll verzierten Kämmen die regelmäßigen, in Fabrikarbeit weiß gewordenen Gessichtigen beleben. Aber keine ist ansmutiger als Amélie, keine tanzt gesschmeidiger, keine hat so weiches Haar und so lachende Augen. Und da ist manch schmucker Bursche unter den Tänzern, aber keiner kann sich Jeanspierre vergleichen, der seine Kameraden um Haupteslänge überzagt.

Und das Viol schnarrt, und die Paare drehen sich, und Jean-Pierre pfeift und summt abwechselnd die Tanzweise mit. Da übertönt eine helle Kinderstimme die Klänge eines Walzers und das Schleisen der Schuhe auf dem Steinboden:

"Die Blämen fommen!"

Berstohlene Blide nach der Türe, durch die sich nun etwa ein Dutsend junger Männer gemütlich hereinschieben, starke, große Gestalten mit arheiteemohuten Sänden und den

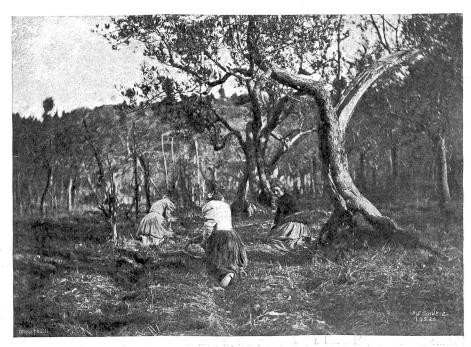
gebräunten Gesichtern, arbeitgewohnten Händen und den ruhig-steten Bewegungen der Bauern. Jean-Pierre betrachtet seine kräftige Rechte und murmelt:

"Die kommen mir gerade recht; schulde ihnen ohnedies noch etwas vom lehten  $\mathfrak{Mal}!$ "

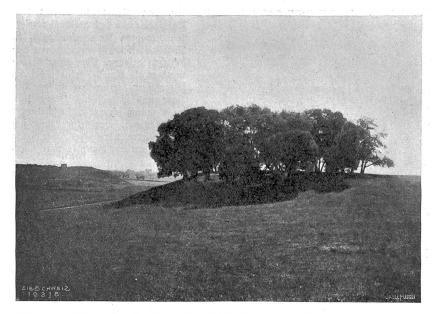
Einen Augenblick lang blickt ihn Amélie besorgt an; er mertt es nicht. Da lacht sie schon wieder und schaut nach den Blämen, die anfangen, sich unter die Anwesenden zu mischen. Bah, es wird sein wie immer — eine Rauserei, das gehört nun einmal zur Kermeh, und ihr Jean-Pierre nimmt es mit jedem Blämen auf!

\* Plözlich wird die Tür nach der Küche geöffnet, und man sieht da draußen mehrere bewaffnete Polizisten. Alsbald finden sich die Blämen wieder zusammen.

Ein Tuscheln und Flüstern: "God verdams, was soll denn das? Nichts zu machen heute! God verdams!" Und ge-



Baume des Sudens. Togfanifche Oliven.



Bäume des Südens. Steineichen bes "Heiligen Hains" (Bosco sacro) bei S. Urbano alla Caffarella in ber römischen Campagna. Phot. Berthy Moser, Zürich.

mächlich, schwerfällig verlassen die großen Gestalten den Raum. Manch fräftiger wallonischer Fluch folgt den Abziehenden. Aber er gilt nicht ihnen, er gilt der Polizei, die sonst dei solchen Gelegenheiten beide Augen zuzudrücken pflegt und sich heute so unerwartet einmischt. Auch die Mächen und Frauen haben für die Vertreter der Ordnung keine freundlichen Blick. Man ist nicht hartherzig; aber eine Rauserei ist ein aufregendes Schauspiel, und wenn es zum Blutvergießen kommt, ist immer noch Zeit, davonzulausen.

Indessen wirst jemand einen Sou in den Automaten, und über der Polka wird die Entkäuschung vergessen. Rur Jean-Pierre und einige Kameraden stehen in der Ecke und tuschen, und zornige Blicke gehen nach der Küchentür.

"Die verdammten Aufpasser! Aber sie werden nicht überall sein. Wolsen die Blämen Streit, so sollen sie ihn auch haben. Sonst glauben sie noch, wir hätten uns hinter die Polizei versteckt!"

"Im "Blaamschen Estaminet" sind heute fast alle Blämen, die in der Umgegend wohnen," wirft Marcel ein.

"Gut," kommandiert Jean-Pierre, "also dahin! Aber erst brauf, wenn ich das Zeichen gebe. Wir sind dort in der Minderzahl und müssen sie überraschen."

Sachte machte sich einer nach dem andern auf die Straße.

Im "Blaamschen Estaminet" wird getanzt, wie überall. Dieselben kahlen Wände, wie überall, dieselben Steinsliesen, dieselbe Enge, dieselbe heisere Musik. Etwas größer die Menschen, etwas bedächtiger und schwerfälliger die Bewegungen; seltener das Lachen und rauher die Sprache; zwischen braunen Köpfen hie und da fast weißblonde. Pierre steht mit Marcel an der Tür und besieht die Gelegenheit mit Feldherrenblick, während die Kameraden sich am Schanktisch zu schaffen machen.

"Wer ist die große Blonde dort hinten am Tisch?" fragt Jean-Pierre seinen Freund.

"Die kennst du nicht? Die Antje vom Sintwaler Hof, dem Bandenelde seine Einzige? Ach so, du warst ja zwei Jahre fort, und vorher war sie immer bei Berwandten in Flandern, da die Bäuerin so früh starb. Man sagt, daß sie den Jan Roosen heiraten soll, den Großen grad neben ihr. Prachtsmädchen, nicht?"

Jean Bierre antwortet nicht, Jean-Pierre läht seinen Freund stehen und geht direkt auf Antje zu, um sie zum Tanz

zu holen. Die macht ein ärgerliches Gesicht; es wird auffallen, wenn sie mit einem Wallonen tanzt, und das mag fie nicht. Aber in folden Dingen gibt es fein Nein für ein Mädchen. Zudem ist Tanzen bei Blämen wie Wallonen eine wirkliche Leidenschaft, und Antje hat den besten Tänger gefunden. Darüber vergißt sie den Aer= ger. Sie tangen bis zum letzten Ton des Walzers, und als er zu Ende, wirft Jean=Pierre unverzüglich ein Geldstück in den Automaten, und sie tanzen weiter. Und beim dritten Mal drückt Jean-Pierre die braune Hand des Mädchens fest in der seinen, ohne daß sie es zu fühlen scheint. Ihr Bater aber sieht es, und der große Jan sieht es auch. Beide sind in den Borderraum getreten. Jan ballt die Fäuste. Die Wallonen werden ungeduldig. Sie sehen, daß der gunftige Augenblick für sie verpaßt ist. Aber Vierre hört nur die Walzerflänge; er sieht nichts als das schöne blonde Mäd= chen, das beinahe so groß ist wie er sel= ber; er sieht frische, gebräunte Wangen,

er blickt in blaue Augen, er beugt sich vor, und ganz sachte drückt er im Tanzen einen Ruß auf blühende Lippen. Bieleleicht hat es niemand bemerkt, und Antje läßt es geschehen wie im Traum. Da — plöhlich — fährt sie auf, entreißt ihm ihre Hand, erhebt sie, und mitten ins Gesicht trifft ihn ihr Schlag. Im selben Augenblick beinahe werfen sich Bandenelde und der Jan auf ihn: ein heftiges Kingen — er liegt am Boden — seine Kameraden, die ihm helfen wollen, werden von allen Seiten angegriffen.

Jean-Pierre wehrt sich, wehrt sich mit Känden und Füßen; aber erbarmungslos sausen ein Dußend Blämenfäuste über ihn her. Da zieht er sein langes Messer und sticht blindlings um sich. Nun läßt man von ihm ab, und er rafft sich auf. Er sieht Blut vor sich, er sieht den Sintwaler Bauern taumeln und sallen. Ein wirres Durcheinander — Frauenstimmen treischen, Männer fluchen — jemand schlägt die Türe zu — "Da draußen m blüßenden Garten" leiert das Viol weiter. Doch undewegslich steht Antje am selben Plaß; ihre Wangen glühen, ihre Augen bligen, als Jean-Pierre vor ihr steht.

"Mörder!" klingt es scharf und klar von den Lippen, die er eben geküßt. Dann reißen die Freunde den Uebelzugerichteten, halb Besinnungslosen durch die Lüche ins Freie.

"Einmal noch leben, eh es vorbei ..." flingt es hinter ihnen her.

Und "Mörder!" wiederholt eine flare Mädchenstimme.

Das Haus Leroux ist eines der stattlichsten in der Hauptstraße von Tweebeek. Das breite Trottoir davor, die weiß und blauen Racheln, mit denen die Frontseite ganz ausgelegt ist, die gestiekten Gardinen, in der Mitte mit glänzenden Spangen gerafst, die breiten Spissen der immer halbgesenkten Rouleaux, die dunten Basen und künstlichen Blumen hinter den Scheiben, all das dokumentiert die Wohlkabenheit des Besißers. Auch das Treppenhaus mit seinen Marmorbrüstungen, mit seinem weißen Rachelboden, mit der schmalen, aber mit Teppich beslegten Treppe darf sich sehen lassen. Die Einteilung und Einsrichtung der drei ineinandergehenden Wohnzimmer, von denen das mittlere weder eigenen Eingang noch Fenster hat, weicht um keinen Finger breit von dersenigen eines jeden andern reichen Bürgers ab. Die Schnörkel an den reichgeschnisten Möbeln und marmornen Raminen, die Gipssäulen sowie der

viele bunte Zierat überall zeigen nicht den persönlichen Geschmack, wohl aber den Reichtum des Besitzers.

Jean-Pierre liegt im Sinterzimmer auf dem Sofa, und sein Freund Marcel studiert

daneben seine Zeitung. "Schlafmütze!" brummt der endlich, als Pierre immer noch fein Zeichen des Erwachens gibt. Aber Jean-Pierre schläft nicht mehr. Er hält nur die Augen geschlossen, um sich beffer zurechtzufinden. Denn sein Ropf schmerzt. Richtig - es war ja Kermeß gewe= sen-natürlich eine Rauferei. Aber deswegen brauchte er doch nicht so bedrückt zu sein! Was war ihm denn nun? Er hatte schon so manchen der= artigen Schluß einer Lustbar= feit mitgemacht und auch

schon schlimmere Wunden davongetragen; denn im großen und ganzen waren die Blämen den Wallonen nicht nur an Streitsust, sondern auch an Mut und Kraft überlegen.

Aber er, Pierre, hatte es noch nie an Tapferkeit fehlen lassen, das sagten ihm selbst die Blämen nach. Wie war es eigentlich diesmal gewesen? Richtig, als es nicht mehr anders ging, hatte er sein Messer gezogen und den Sintwaler getroffen. Nun, eine Stichwunde, das gab es öfters — er hatte auch schon welche gehabt — vor der Polizei wurde es von allen Seiten vertuscht, natürlich... Aber "Mörder!" hörte er plößelich sagen — war es das? Da fuhr Jean-Pierre auf:

"Marcel, wie ist's mit dem Sintwaler?"

"Ha, dem hast du's tüchtig gegeben. Aber, verzeih, dumm hast du dich erst angestellt und alles verdorben!"

"Ist er gefährlich verwundet?"

"Richt im mindesten; sah erst aber schlimm genug aus!" Und Marcel erzählte weiter; aber Jean=Pierre hatte die Augen wieder geschlossen. Na also, da brauchte er sich ja nicht aufzuregen! Und die Faustschläge der Blämen, so kräftig sie



Baume des Sudens. Alte Binie und Inpressen in ber Billa Abriana gwischen Tivoli und Rom.

gewesen, verwand man auch wieder und zahlte sie gesegentlich heim. Nur — da war etwas anderes — der andere Schlag, der Schlag von einer braunen sesten Mädchenhand, der war's, der ihn brannte! Nun wußte er es wieder, er hatte sie gefüßt, und sie hatte ihn ins Gesicht geschlagen.

"Die Here," knirschte er, "das soll sie noch büßen! Vitten soll sie mich noch um einen Kuß, und dann..." Ja, dann wollte er über sie lachen! Und er sah die stolze Antje, die ihn demütig bat, und er sah sich, sah, wie er — ja, wie er sie an sich zog und sie küßte, küßte, bis sie ihm scharf und klar "Mörder" entzgegenries. Herrgott, war er denn verrückt? Er war doch kein Mörder, und wenn sich eine Blämin über seine Frechheit geärgert, desto besser. Er haßte die Blämen, das war ihm von Jugend an wie eingeimpst, und Antje ...

"He, Pierre, wieder wohlauf? Du machst mir schöne Geschichten!" grüßte mit vergnügter Stimme der eintretende Bater Leroux. "Was sagt denn die Amélie zu solchen Dingen? Na, saß nur, die weiß, daß ein Leroux eine Blämin nicht aus Berliedtheit füßt! Und dem Sintwaler gönn ich's, gönn ich's

von Herzen!"

Und Leroux stapfte befriedigt durch die Zimmer, mächtige Rauchwolken paffend.

"Grad dem gönn ich's," wiederholte er dann.

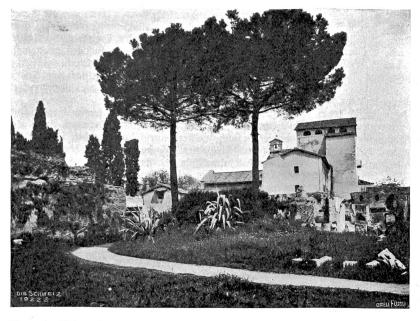
"Warum grad dem?" fragte Marcel.
"Na, einmal ist er ein Vläme! Einsgebildete Leute, glauben, sie brauchen nichts mehr zu lernen, wollen alles für sich haben — was weiß ich, ich mag sie einsach nicht mit ihrer ungehobelten Sprache. Dazu ist er gros catholique —

und von früher her, na ..."
"Ich habe allerlei sagen hören,"
meinte Marcel. "Was ist eigentlich an
den Geschichten Wahres? Man sagt,
dem Sintwaler seine Mutter soll schuld
haben, daß der Hof der Leroux abges
brannt ist?"

"Unsinn!" fuhr Jean-Pierre heftig

"Na," meinte Leroux, "sie soll eine Hexe gewesen sein, und ..."

"Dummer Aberglaube!" fuhr sein Sohn noch einmal dazwischen.



Baume des Sudens. Zhpreffen und junge Pinien auf bem Palatin (beim Alofter S. Bonaventura). Phot. Berthy Moser, Zürich.



Baume des Sudens. Inpreffen und Binien an ber Bia Appia bor Rom. Phot. Berthy Mofer, Burich.

"Aberglaube ist bald gesagt. Ich kenne aber keinen, der nicht, wenn's an ihn kommt, zum eure blane läuft, um die bösen Geister bannen zu lassen."

Jean-Pierre schwieg. Ob unter den Sintwaler Bäuerinnen eine Hexe gewesen sei, was kümmerte es ihn? Die Antje, die könnte einen auch behexen mit ihren blauen Augen ... Und Jean-Pierre lag und träumte, aber Marcel wollte die Geschichte bören.

"Das Gemäuer kennt ihr ja, wo früher unser Hof gestanden," erzählte Leroux, "nicht weit vom Sintwaler Hof. Mein Bater und dem Sintwaler seiner waren junge Burschen, als die Jette ins Land kam, als Magd, man wuhte nicht recht woher. Blond war sie, wie die Blämen im Norden, helse Augen hatte sie, eine ruhige, feste, aber immer verschlossene Art und eine Gestalt wie eine Königin."

"Wie die Antje," warf Marcel dazwischen, und eine plötzliche Röte stieg ihm in die Stirn.

Leroux sah ihn erstaunt an.

"Keine Dummheiten mit der, Marcel," warnte er dann gutmütig. "Ich keine Guern Bater! Eine Blämin als Schwiegerstochter: so wenig wie ich! Und bevor ich gerade die ins Haus ließe, eher jagte ich meinen einzigen Sohn fort ... Hat keine Gefahr," lachte er dann selbst über seinen plöhlichen Jorn und erzählte weiter.

"Doch hinter der Jette, da waren sie alse gar bald her, und sie lachte und tanzte mit allen und ließ doch keinen an sich heran, sagen sie. Mein Bater und dem Sintwaler seiner aber sollen's am schlimmsten getrieben haben. Und plöhlich hieß es, sie hielt es mit dem jungen Sintwaler. Und nachdem dessen Bater sich verschworen, das hergelausene Ding nie als Schwiegerstochter anzuerkennen, gab er plöhlich nach. In Sintwal wurde Hochzeit geseiert, und in derselben Nacht zog man meinen Bater für tot aus dem Kanal."

"Der alte Doktor drüben soll ihn gerettet haben?"

"Ja, so war's; es hat ihn viel Mühe gefostet. Mein Großvater aber, als er die Jette auf dem Feld traf, sagte ihr, sie
hätt' ihn mit Absicht betört. Erst soll sie ruhig geblieben sein;
als aber mein Großvater scharfe Worte brauchte, wurde sie
wie wütend, schlug um sich, Großvater mußte sich wehren;
schließlich sag sie übel zugerichtet auf dem Boden; aber meinem
Großvater graute vor dem Bisch ihrer Augen."

"Waren sie auch blau?" fragte Jean-Pierre verträumt.

"Hexenaugen!" schimpfte Leroux. "Bon da an ging alles schief auf un= serm Hof. Migratene Ernten, Rrant= heit, Unglud auf allen Seiten. Schließ= lich wurde der Bauer selber frank, und als man den weißen Pfarrer holte, sah der gleich, daß er verhext war. In acht Tagen genau, sagte er, wird die Bexe tommen und nach ihm sehen; daran fönnt ihr sie erkennen. Und acht Tage darauf, als der Großvater im Sterben lag, tam die Jette herein. "Hexe verfluchte!' schrie meine Großmutter und fuhr mit dem Schüreisen auf sie los. Am gleichen Abend brannte der Hof ab. Mit dem nadten Leben famen die Bewohner davon. Mein Bater hat später in der Stadt sein Glück gemacht und dann ein hübsches reiches Mäd= chen geheiratet, aber meine Mutter behauptete immer, er hätte die Jette nicht vergessen."

"Was Wunder, wenn er sie gern gehabt!" warf Jean-Pierre ein.

"Dummes Zeug! Wennman sieht, daß man eine nicht haben kann, läßt man's eben bleiben. Allemal gibt's

noch hübsche Mädchen genug. Natürlich will man nicht nur Geld heiraten, sondern seine Freud an seinem Mädel haben. Aber wenn einer meint, nur grad die eine könnt's sein — da ist schon Hexerei dabei!"

Jean-Pierre preste die Jähne zusammen. Was ging's ihn denn an? Daß es Hexen gab, daran hatte er nie gezweifelt. An solche Dinge glaubten sie alle: die, die jeden Tag zur Messe gingen, wie die, die nur Spott für Kirche und Pfarrer hatten. Nur, daß die Großmutter der Antje — und sie soll ihr noch geglichen haben — das war hirnwütender Unsinn! Um liebsten hätte er jeden niedergeschlagen, der so etwas zu sagen wagte. Und doch, was ging's ihn an?

"C'est 'l printemps, ma mi-e Mais pr'nons 'l' paraplui-e"

sang Jean-Pierre das alte Bolkslied vor sich hin, als er in dem feinen rieselnden Mairegen durch Tweebeek schritt. Es war Wochenmarkt. In langer Reihe standen die Wagen der Bauern auf dem Kirchplat, hohe Zweiräder meist, mit einem Pony bespannt, hin und wieder ein starker Dreiräder, den schwersfällige vlämische Rosse Jogen. Die Kaussussigen mußten sich sputen; denn die Wagen mit Gemüse, Obst, Giern usw. blieden Kaussussigen weine halbe Stunde da, dann fuhren sie nach dem nächsten Markfeled weiter. So gab es rasch ein starkes Gedränge, ein lebhaftes Handeln und Feilschen.

Jean-Pierre strick suchend mitten durch, bis er einen hübschen Zweiräder erspäht, von dem herunter Antje eben ihren letzten Korb mit Eiern einem Käuser reichte. Da wandte er sich rasch und schlug einen Fusweg ein, der kurz hinter Tweebeek in die nach Sintwal führende Straße einbog. Er hatte richtig gerechnet; denn kaum daß er die Straße erreicht, sah er Antje dahersahren. Sie trug einen rot und schwarzen Schal über den Schultern. Der seine Regen blieb in ihrem glatten blonden Haar hängen und ließ das Gesicht noch blühender erscheinen.

Es fuhr sich schlecht auf dem aufgeweichten Weg, der Wagen wankte öfters. Seben glitt das rechte Rad in ein tieses Geleise, und Jean-Pierre hatte knapp Zeit, zu History, um das leichte Gefährt am Umschlagen zu hindern. Kaum murmelte Antje einen Dank, dann trieb sie den Ponn wieder an.

Aber Jean-Pierre verstand das anders. Mit einem Sat saß er neben ihr, nahm ihr die Zügel aus der Hand, indem er freundlich sagte:

"Dies ist kein Weg für Frauen bei Regenwetter!" Antjes Augen wetterleuchteten, aber sie schwieg. Erst nach einer Beile sagte sie: "Lassen Sie mich jest allein weiterfahren, Monsieur Jean=Pierre!"

Jean-Bierre sah sie verblüfft an.

"Sag, Antje, warum tust du eigentlich so fremd?"

Reine Antwort.

"Wir haben uns doch früher gut gekannt?"

Reine Untwort.

"Bevor du nach Flandern geschickt wurdest, gingen wir zusammen au patronnage, wo uns die Kleinen Brüder den Katechismus beibringen wollten. Du hattest schon lange gelbe

"Ja," sagte Antje rasch, "und du hattest so krauses schwarzes Haar und lustige Augen und gabst immer verkehrte Antworten."

"Und dich nannten sie la petite reine, weil du so stolz und ruhig schienst. Und wenn dich jemand ärgerte, so flogst du auf ihn wie eine wilde Kate, und auf ein Dutend Buben warsst du dich, wenn du im Zorn warst."

"Du halfst mir immer."

"Dafür wolltest du mich den Katechismus lehren."

"Aber weiter als bis zum dritten Gebot hast du's nie ge= bracht."

Und dann lachten sie beide. Und immer mehr Erinnerungen stiegen vor ihnen auf, während der rieselnde Regen sie förmlich einzuhüllen schien. Erst turz vor Sintwal schien sich Antje zu besinnen. Mit einer entschlossenen Bewegung nahm sie die Zügel an sich und zog an, daß der Ponn mit einem Mal stillitand.

"Run geh," sagte sie zu ihrem Begleiter und sprach wieder vlämisch, was sie im Eifer des Plauderns gegen das in der Schule gelernte Französisch aufgegeben hatte.

"Aber Antje!"

"Nun geh!" wiederholte sie ungeduldig. "Und was ich dir schon lange sagen wollte: Romm nicht mehr auf unsern Hof! Seit der Kermeß haft du immer wieder einen Borwand gefunden. Laß das! Bater ist nicht gut auf dich zu sprechen!

"Ach," meinte Jean-Pierre sorglos, "seine Wunde ist ja längst geheilt. So was vergißt ein Mann rasch. Er selbst rühmt sich, fünfundzwanzig Narben aufweisen zu können. seinem besten Freund hat er schon ganz andern Streit gehabt."

"Das ist's nicht. Aber er haßt die Wallonen."

"Es kommen doch auch Wallonen in Geschäften auf euern Hof."

In Geschäften, ja. Aber keine, die mich heiraten könnten!" Da faßte sie Jean-Pierre mit beiden händen an den Schultern und sah ihr mit seinen übermütigen Bliden direkt in die blauen Augen.

"Rönntest du mich denn heiraten, Antje?"

"Unsinn!" sagte sie hart, wobei ihr Gesicht in glühender Röte aufflammte. Zugleich stieß sie ihn so träftig von sich, daß er gezwungen war vom Wagen zu springen, wollte er nicht den Salt verlieren.

"Ich aber möchte dich wohl heiraten, das ist wahr!" rief

er lachend zu ihr hinauf.

Sie schien nicht zu hören und trieb ihren Ponn an. Bald war sie seinen Bliden entschwunden. Doch er lachte zufrieden auf, redte seine hohe Gestalt und hielt noch eine lange Beile dem immer stärker werdenden Regen stand, bevor er heimwarts schritt, vergnügt vor sich hin summend: "Aber feine, die mich heiraten könnten!" (Schluß folgt).

### Aus einer Feldpredigt.

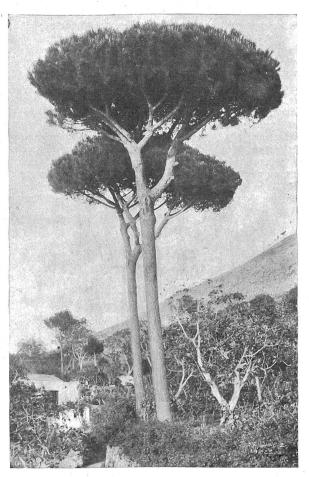
Neutral sein heißt nicht, aus Angst vor beiden Teilen gegen keinen etwas tun dürfen. Neutral sein heißt: Etwas fennen, das höher steht als die Unterschiede, die die Bölker und Menschen trennen. Mar Haller, Herzogenbuchfee.

## Schweizer Dichter.

(Schluß).

Das folgende Kapitel ist dem zweiten schweizerischen Lyrifer des achtzehnten Jahrhunderts gewidmet; neben Haller steht Johann Gaudenz von Salis-Seewis, auch er ein Melancholiter: "Der Grund seines Besens ist Ernst und Wehmut und gedämpfte Melancholie der erlesenste Reiz seiner Seele." Im Anschluß an diesen Dichter stellt Fren die wichtige Tatsache fest, daß die Schweiz keinen Anteil weder an der deutschen flassischen Literatur noch an der Romantik gehabt hat. "Während der langen Frist von "Lienhard und Gertrud" (1781) bis zu Jeremias Gotthelfs "Bauernspiegel" (1836) hat die Schweiz außer Salis' zarten Gedichten fast nichts von wirklichem poetischen Wert gezeitigt." Und der Grund hievon? Fren gibt ihn, zuhanden deutscher Literaturgeschichten der Zukunft, einwandfrei an: "Ein halbes Jahrhundert lang, vom Einsturz der alten Eidgenossenschaft (1798) bis zur Errichtung der neuen (1848), befehdeten sich die politischen Leidenschaften in der Schweiz. Sie erfrischten, verjüngten und bewahrten die kleinen städtischen und staatlichen Gebilde vor Stillstand und Berrottung. Allein sie verzehrten den Hauptteil der Seelenkräfte des Landes, das überdies, da es die Nachwehen der Kriegs= jahre lange nicht verwand, für Runst und Literatur wenig übrig behielt." Statt der Romantik erwachte in der Schweiz, nur wenig von ihr beeinflußt, der Realismus, der auf Pestalozzis großem Beispiel ruhte: Heinrich Ischotte, Ulrich Hegner und David Bek sind seine Vertreter; sie alle aber überragt der gewaltige Jeremias Gotthelf.

Als großes episches Genie hat ihn schon Gottfried Reller erkannt. Fren geht nun, auf den Fußspuren Rellers, diesem



Baume des Sudens. Blühenbe Binien auf Capri.